

KOLLHOFF
ARCHITEKTEN
ZU KLAMPEN

Hans Kollhoff,
geboren 1946, gehört zu den
profiliertesten Architekten weltweit. Er
studierte von 1968 bis 1975 Architektur an
der Universität Karlsruhe. Anschließend
lehrte er an der Cornell University, New
York. 1978 gründete er sein Büro in Ber-
lin, das er seit 1984 in Partnerschaft mit
Helga Timmermann unterhält. Von 1990
bis 2012 war er Professor für Architektur
und Konstruktion an der ETH Zürich. Er
hat Büros in Den Haag und in Florenz
etabliert. Bei zu Klampen ist zuletzt von
ihm erschienen: »Architektur. Schein
und Wirklichkeit« (2014).

HANS KOLLHOFF

Architekten

Ein Metier baut ab



zu Klampen

In Memoria di Vando D'Angiolo

Inhalt

Architekten, Ihr schafft Euch ab! · 7

Welche Stadt? · 27

Berliner Rekonstruktion · 37

Expressionismus · 47

Stadtbau · 51

Kontinuität des Urbanen · 57

»Wer wird nicht ...« · 73

Ökosum · 89

Naturstein · 93

Wider die Banalisierung der Welt · 107

Muss alles weg? · 117

Walter-Benjamin-Platz · 123

Nachweise · 127

Architekten, Ihr schafft Euch ab!

»Auf die Zukunft bauen« will die Bundesarchitektenkammer, dafür sorgen, »dass die gebaute Umwelt dem gesellschaftlichen Wandel gerecht werden kann«. Das soll gelingen mit einem »Europäischen Bauhaus«, das die EU-Kommissionspräsidentin Frau von der Leyen ins Gespräch gebracht hat und das von der Bundesarchitektenkammer »geradezu enthusiastisch« begrüßt wurde. Eine europaweite Umbaukultur, ein Systemwandel steht ins Haus.

Darüber scheint in Vergessenheit zu geraten, dass die Architekten nicht nur vor einem gesellschaftlichen Wandel stehen, sondern dass die Menschen einer hinreichenden Kontinuität bedürfen bei allem Trubel, der um sie herum passiert. Heute, wo sich alles ohne ihr Zutun verändert und unser Beruf Mühe hat, den technischen »Innovationen«, getrieben von ökonomischen Interessen, zu folgen, ist doch die große Herausforderung für den Architekten mehr denn je, dem Menschen das Gefühl zu geben, gut aufgehoben zu sein, in seinem Haus, seinem Dorf und seiner Stadt. »Zukunft« ist zu einer Marketingstrategie verkommen. Muss man immer dabei sein, wenn die allerneuesten »Visionen« in die Welt gesetzt werden von Leuten, deren Leben von den Auswirkungen unberührt bleibt? Neuheiten, von denen schon die nächste Generation nichts mehr wissen will? Wer legt denn Wert darauf, seinen Herd mit dem iPhone einzuschalten, wenn er sich nach einem arbeitsreichen Tag auf den Heimweg begibt! Wer ist wirklich davon überzeugt, Energie zu sparen mit »intelligenten« Steckdosen und Lichtschaltern! Wer würde freiwillig Fenster einbauen, die man nicht öffnen kann, und sein Wohnzimmer mit Löchern für Lüftungsklappen perforieren? Im Zuge der Pandemie wurde wenigstens diese peinliche Idee stillschweigend begraben.

Europäische Gesellschaften konstituieren sich noch immer an Orten, die eine Geschichte haben und eine Physiognomie, die an ihrer Bausubstanz physisch erfahrbar wird. Deshalb wehren die Bürger sich dagegen, wenn ihr Dorf oder ihre Stadt durch Abriss oder Neubau das Gesicht zu verlieren droht, und deshalb ruft man lautstark nach Wiederaufbau bei Verlusten, die auch nach Generationen nicht zu verschmerzen sind. Um die Fortschreibung dieser identitätsstiftenden Geschichte kümmern sich recht eigentlich die Architekten, indem sie nach Vitruv schön, nützlich und dauerhaft bauen.

Das so verstandene Bauen entzieht sich dem zyklischen Denken, das sich fatalerweise einzuschleichen beginnt in die Nachhaltigkeit-Standards und damit die Architektur an einer existentiellen Stelle trifft und das Metier in Frage stellt. Der Architekt baut prinzipiell für die Ewigkeit, schon aus gesellschaftlicher Verantwortung. Dass uns das heute nicht mehr so recht gelingen will, ist ein Problem, das es mit jedem Projekt von neuem zu lösen gilt. Häuser, Dörfer und Städte sind keine Konsumgüter. Sie sind wie die Erde rücksichtsvoll zu behandeln, zu pflegen und vor dem Verbrauch zu schützen.

Im Konsumkapitalismus stellt das dauerhafte, potentiell ewig haltbare Gebäude ein Ärgernis dar. Je besser es gebaut, je schöner, nützlicher und haltbarer es ist, desto bescheidener der Profit, den man daraus ziehen kann. Seine Qualitäten finden denn auch in der offiziellen Wohlstandskalkulation, dem Bruttoinlandsprodukt (BIP), keine Berücksichtigung. Erst wenn man dieses Haus abreißt und neu baut, in welch schäbiger Qualität auch immer, geht es mit unserem Wohlstand voran. Ohne Marktpreis gehen Waren und Dienstleistungen nicht in die Berechnung ein. So bemerkte schon 1968 Robert F. Kennedy sarkastisch: »Das Bruttoinlandsprodukt misst alles, außer dem, was das Leben lebenswert macht.«

Irritiert nimmt man deshalb zur Kenntnis, wenn das ultimative Ziel des »Green Deal« Frau von der Leyens zu sein scheint, Europa zum »Leader in the Circular Economy« aufsteigen zu lassen. Dies sei die europäische Wachstumsstrategie mit Hebelwirkung für die Wirtschaft, insbesondere die Bauindustrie. Als »New European Bauhaus«, NEB, zeigt diese Initiative der Europäischen Kommission nun ihr Gesicht in bunten Broschüren mit den bekannten Nachhaltigkeitsfloskeln. Treuherzig wendet sie sich mit rotem Quadrat (eine schöne und menschliche Welt), gelbem Dreieck (Notwendigkeit und Ästhetik vereinen) und blauem Kreis (Gutes Design macht unser Leben besser) an das Publikum, nicht ohne das banalste und schamloseste Nachhaltigkeitsimage in diese liebliche Mondrianwelt hineinzuschieben, das mit Hecken und Bäumen zottelig dekorierte und deshalb so interessante Mailänder Machwerk einer schwerfälligen Kiste, die mit ihrer Detaillierung der »Circular Economy« unfreiwillige Referenz erweist. Damit ist sie, wen wundert es, des deutschen Hochhauspreises würdig.

Ihre Investoren kündigen den konsequenten nächsten Schritt an: »Die Zukunft ist das Wohn-Leasing«, so der Senior Managing Director kürzlich im »Corriere della Sera«. Angereichert durch Co-Working, Fitness, Spielräume für Kinder und Babysitter-Service eröffne sich Covid und Smartworking, ganz ohne spekulativen Absichten, ein Markt, nicht etwa im Luxussegment, sondern für mittlere Einkommen, die nach einer flexiblen Lösung ohne allzu große langfristige Investitionen verzweifelt Ausschau halten. Italien habe dieses Mailänder Modell dringend nötig, man plane schon für Florenz und Rom.

Alexander Otto, dem es gelang, seine ECE-Shoppingcenter republikweit in die Innenstädte zu schmuggeln, indem er mit dem Slogan »Lebendige Stadt« Baudezernenten, Bürgermeister, Stadt- und Landräte am Runden Tisch versammelte, um Preise zu vergeben, etwa für die beste Illumination, und Schecks auszustellen.

len: 10.000 Euro für eine soziale Einrichtung hier und 5.000 Euro für einen Verein dort. Alexander Otto, der dafür sorgte, dass in diesen Innenstädten außer Einkaufen kein Leben mehr stattfand, betont jetzt, »bisher reine Handelsstandorte müssten zu lebendigen Stadtquartieren weiterentwickelt werden«, es gehe um ergänzende Nutzungsformen wie Hotels, Wohnen, Büros, Fitnessstudios und Freizeitvergnügen. Viel mehr fällt ihm also auch nicht ein. Und den Bürgermeistern noch weniger, denen geht es oft nur darum, ihre leidenden Städte aus der Anonymität zu katapultieren nach dem Prinzip Elbphilharmonie, koste es, was es wolle. Mit einer genialen Vision identifiziert zu werden, auf mehr kann man nicht hoffen in einer Legislaturperiode. Wenn es schiefgeht, fällt das Spektakel dem Nachfolger in den Schoß oder auf die Füße. Freilich noch geschickter macht es René Benko, der nur noch an den Filetgrundstücken interessiert ist und meist gutgehende, von den Stadtbürgern geschätzte Kaufhäuser ausschlachtet, weil sie nicht den Profit abwerfen, den weltweit vagabundierende Geldströme heute erwarten.

Ein Blick über Europa hinaus zeigt plakativer, wovon hier die Rede ist: Singapur ist ein ideales Forschungsfeld aufgrund seiner rapiden Entwicklung von einer verträumten Insel zu einem Global Player im Verein der Megacities. In der Einleitung zu »Singapore's Building Stock«, gerade bei Hirmer erschienen, schreibt die Autorin Uta Hassler: »Der Gebäudevorrat gewinnt entsprechend der Urbanisierung unseres Planeten Relevanz«. Die Wiederherstellung der Baustruktur könne enorme Maßstäbe erreichen, sobald Grundstücks- und Immobilienspekulation im Spiel sind, und eine Flut fremden Investmentkapitals auslösen. Die Spekulation in Verbindung mit der zunehmenden Industrialisierung des Bausektors führe zum Austausch existierender Gebäude in immer kürzeren Zyklen, deren Tempo die Nachhaltigkeit des gesamten Systems ausschließt. Traditionelle Konzepte, mit dem

gebauten Erbe umzugehen, dagegen gründeten in Prinzipien wie Authentizität, Knappheit und impliziten technologischen, historischen und künstlerischen Werten.

Nachdem das Bauhaus-Jubiläum recht und schlecht gefeiert ist, darf es an der Zeit sein, bevor eine europäische Neuauflage propagiert wird, hinzuweisen auf die durchschlagenden Erfolge des Labels Bauhaus, die in Stadt und Land zu bewundern sind. Insbesondere an den Peripherien der großen Städte, nicht nur in Deutschland und Europa, sondern weltweit, überall dort, wo es an Mitteln oder dem Willen fehlt, Orte zu schaffen, an denen man sich freiwillig aufzuhalten oder sogar permanent einrichten will, erweist es sich als Apotheose nicht nur modernen Bauens, sondern der zerstörerischen Potenz des modernen Menschen. Schauen Sie aus dem Fenster in Brüssel, oder fahren Sie vom Flughafen ins Zentrum von Paris oder London – alles Bauhaus! Von den Favelas in Rio bis zu den chinesischen Megacitys die ganze Bauhaus-Morphologie, von der unbeholfenen Bricolage bis zur glatten Industrieform. Die überwältigende Mehrheit der Population des Globus erfreut sich einer Bauhauswelt – ein Erfolgsmodell ohnegleichen, made in Germany!

Ging das Weimarer Bauhaus noch von der handwerklichen Gebrauchsform aus, setzte sich in Dessau zügig die industrielle Produktion durch, von den wunderbaren Gläsern Wagenfelds bis zum Freischwinger Breuers, zu Recht bewunderte Schöpfungen der »Klassischen« Moderne. Man sollte sich aber distanzieren von der katastrophalen Nachkriegsrezeption des Bauhauses, die schon in all ihrer Trostlosigkeit im Werk und in den Bestrebungen von Walter Gropius angelegt war. Zielte die Weimarer, von Henry van de Velde gegründete Schule noch auf die Verknüpfung von Kunst und Handwerk gegen zweckrationale Industrieproduktion, so war mit dem Bauhausgebäude in Dessau (1926) der Weg vorgezeichnet, nicht nur in die verhängnisvolle künstle-

rische Autonomie des Bauens, sondern auch den Missbrauch der Architektur für sekundäre Zwecke. Hannes Meyer schließlich forcierte die Kooperation mit der Industrie und lenkte sie in funktionalistische Bahnen: »Alles Bauen ist Organisation«. Davon konnte im Dritten Reich auch Albert Speer profitieren.

Der traditionelle Industriebau, der mit den grandiosen Bauten von Peter Behrens für die AEG schon an seine Grenzen stieß, zeigte sich im Alsfelder Fagus-Werk von Walter Gropius und Alfred Meyer noch einmal von seiner traditionellen Seite. Mit dem Bauhausgebäude in Dessau aber befreite sich die Architektur von den Prinzipien konventionellen Hausbaus und tektonischer Artikulation des Baukörpers. An ihre Stelle traten die Regeln künstlerischer Komposition und wenig später die der industriellen Produktion. Die Bauteile wurden zusehends dünner, die Baukörper abstrakter, die Artefakte begannen zu schweben. Man war angekommen in der Utopie.

Nach ersten Widerständen einer schwächernden bürgerlichen Gesellschaft wurde der Bauhaus-Stil schnell erkannt in seiner Profitabilität für alle am Bau Beteiligten. Wenn alles weggelassen werden kann, was einmal den funktionalen und technischen Sachverhalt auf komplexe Weise verbildlichen, der Bauaufgabe zu ihrem adäquaten Ausdruck verhelfen konnte, ja als sogar die Materialität unter der weißen Farbe verschwand, dann erschien verzichtbar, was man in der deutschen Sprache unter »Struktur« versteht. Der Architekt wird nun endgültig zum Künstler, das Entwerfen zur »architectural composition« und schließlich zum Design, bei dem es im wesentlichen um die ansprechende Verpackung geht, im Dienste der Ökonomie der Aufmerksamkeit. Geradezu unbemerkt hatte sich offenbar das Bauhaus-Erbe von einer künstlerisch-sozialen Idee in ein Geschäftsmodell des Konsumkapitalismus verwandelt – und damit erst in eine internationale Bewegung.

Bei allen hehren Ambitionen des frühen Bauhauses entpuppte sich sein Erbe spätestens in der westdeutschen Wirtschaftswunderzeit als schnöde Geldmacherei, die nicht nur den bodenlosen Absturz der architektonischen und baulichen Qualität in Kauf genommen, sondern unseren Berufsstand zutiefst diskreditiert hat – ein Debakel ohnegleichen, von dem wir uns bis heute nicht erholt haben. In der angloamerikanischen Architekturkritik erscheint Walter Gropius deshalb eher als problematische Figur, die mit dem Rücken zur Geschichte der allgegenwärtigen Trostlosigkeit einer funktionalistischen Architektur mit dekorierten Diagrammen begegnen wollte, »make it interesting«, während eine junge Architektengeneration schon auf dem Weg war, an die europäische Tradition des Städtebaus und der Architektur anzuknüpfen.

Ein gutgemeintes Projekt wie das von Frau von der Leyen propagierte »Europäische Bauhaus« verdankt sich kreativen Hypothesen, die nicht hinreichend überprüft werden, sowie einem renommierten Klimaforscher: Hans Joachim Schellnhuber, der sich nun um Architektur kümmert. Interdisziplinär sollen da klimafreundliche Bauweisen entwickelt werden »aus Holz, Lehm, Binsen und Schilf«, wie in der »Süddeutschen Zeitung« nachzulesen ist. »Es gab noch keine Epoche«, so Schellnhuber, »in der die Menschheit so scheußlich, so menschen- und klimafeindlich gehaust« habe wie heute. Das wolle er ändern und Bauhäuser errichten an verschiedenen Orten, jeweils fürs Klima, die Generationen und die Kunst. Vorher gelte es aber, »Verirrungen wie freistehende Einfamilienhäuser« zu vermeiden.

Abgesehen davon, dass die Menschheit meist gar nicht so schlecht »haust«, schon gar nicht in Europa, ist doch das Einfamilienhaus der Normalfall und für den Architekten nach wie vor die vornehmste Bauaufgabe. Aus diesen Anmaßungen und Missverständnissen wird deutlich, wie tief der moderne, sehr deutsche